

Vom Mäzenatentum

Autor(en): **Josuah**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **24 (1937)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-87203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Mäzenatentum

Der Witwe Bernasconi war es gelungen, in einem von der Geschäftswelt als absolut unbrauchbar taxierten und deshalb aufgegebenen Winkel der Altstadt eine kleine «Wein- und Speisewirtschaft» aufzutun und dieselbe in der unglaublich kurzen Zeit von dreiviertel Jahren zu einem der bekanntesten und beliebtesten kulinarischen Institute unserer Stadt zu entwickeln, in dessen geschmacklosem, aber von irgendeinem unnennbaren Etwas durchstrahlten Milieu sich gutbürgerliche, aber auch merkwürdigerweise hochkultivierte Menschen gerne einstellten und länger verweilten als es die Fülle der Mahlzeit oder die Anzahl der Becher erfordert hätte. So war es mir nicht verwunderlich, dass eines Abends — ich war längst zum wohlgelittenen Stammgast der obgenannten Witwe emporgediehen — drei Herren hereintraten und sich am Nachbartisch niederliessen, Männer, die von unsern hohen Behörden zur Betreuung künstlerischer Fragen auserwählt waren und die nun, offenbar ermüdet und wohl auch verdrossen durch eine zwiespältige Tätigkeit, ihre Sinne zu lösen zu einem träumerischen Dämmererschoppen Zuflucht nahmen.

Sie schienen sich das Wort gegeben zu haben, ihrer unter bestimmtem Gesichtswinkel wohl etwas lächerlichen Tätigkeit nicht Erwähnung zu tun. Und da offenbar ihre Ohren und Herzen, ja beinahe ihre Kleider und selbst die sie umgebende Lufthülle erfüllt waren von den heftigen Kontroversen, die sie den Tag durch geführt und in deren jäh sich kreuzenden Strahlen und Stichflammen sich die Gemüter erhitzt und verwirrt und wohl auch erbost hatten — es handelte sich um die Beurteilung der sich um den staatlichen Kunstcredit bewerbenden Werke — so musste eine fast gewalttätig anmutende, doch unscheinbare Handlung die daherstürmenden Gedanken beruhigen, um diese eben, neu besammelt, einem andern Ziel und Abzweck zuzuführen: der jüngste der drei — er mochte immerhin etwa fünfundfünfzig Jahre zählen — holte aus der innern Tasche seines Mantels eine längliche Papprolle, der er mit geschickt rotierender Handbewegung ein, wie es schien, kostbares Blatt entnahm, um es auf dem Tisch auszubreiten. Eine Radierung. Er habe sich heute mittag, in der halben Stunde, da die gesamte Jury dem Kartenspiel oblag, dessen er nicht kundig sei, bei seinem Freund, dem Maler (den Namen konnte ich nicht verstehen), aus dickbäuchigen Mappen dies Blatt gewählt und gekauft, um es seiner Tochter zu schenken, die, weitab im Balkan an einen jungen Geistlichen verheiratet, derlei wohl zu schätzen wisse. Steine und Wasser. Sonst nichts. Nichts, das um seiner selbst willen eine besondere Aufmerksamkeit oder gar Wohlgefallen erregt hätte. Aber in rührender Freude wusste der glückliche Besitzer und Schenker des Blattes

seine Freunde — solche mochten es doch sein — einzuführen in die kühle sichere Schönheit des kleinen Werkes, das dem Eingeweihten eine ganz besondere Zart-sinnigkeit und Reinheit des Herzens offenbaren mochte. Der junge Mann — so möchte ich ihn fast nennen — erschien mir wie ein guter Geist, der zwischen gleichartig gestimmten Seelen — eben jenem Maler, dem Schöpfer des Blattes und seiner Tochter — das Band knüpfte eines über die Massen zarten Einverständnisses. Den Künstler musste die freudige Anerkennung — wohl besser Erkennung — sowohl beglücken wie die junge Frau, die sich durch die Zuwendung des Blattes geehrt fühlen mochte um des Zutrauens willen, das ihr Vater ihrem Verständnis und ihrem Verstehen entgegenbrachte.

Als der Jüngling, errötend, das Blatt sorgsam wieder eingerollt und in seinen Mantel gesteckt hatte, zeigte der mittlere der drei mit seiner kurzfingerigen, kräftigen, doch nicht unfeinen Hand nach dem Bild, das ihm gegenüber an der Wand prangte: hier hinge ein Stück, das durch derbere Stricke die Herzen verbinde. Der Maler hätte seine «Landschaft bei Capolago» der Besitzerin des Lokals abgetreten um drei Wochen freie Kost, wobei er den Kaufpreis durch einige energisch durchgeführte vor-aufgehende Fastentage klug erhöht habe.

Frau Bernasconi — er grüsste die Wirtin am Schank-tisch mit erhobenem Glas — stelle nun ihrerseits das Gemälde ihren Gästen zur Schau. Das Bild sei nicht schlecht gemalt, gewiss nicht; es sei da mehr als blosser Fleiss. Und wenn sein Haupteffekt nun einmal von der Süsse des Objekts ausgehe und der elegischen Stimmung der Tageszeit, die es repräsentiere, so dürfe es trotzdem als Kunstwerk geachtet und betrachtet werden. Wobei denn Frau Bernasconi — er nickte nochmals hinüber — die Rolle ihres entfernten Veters Lorenzo Medici spiele, aber — wie es ihrem weichen Herzen entspreche — auch andere an dem Kunstgenuss teilnehmen lasse; nicht ohne Hintergedanken immerhin, denn das Bild sei dazu angetan, ihr Geschäft zu fördern. Das Bild sei damit recht eigentlich «auf den Markt» gebracht, wenn nicht vom Künstler direkt, so doch von der ersten Käuferin, die es nun dem ungleichen Verständnis und der wechselnden Beachtung und Wertschätzung ihrer Gäste preisgebe. Der Gast, der seine Minestrone bezahlt habe, seinen Nostrano oder seine Piccata Milanese, der habe dadurch auch den Zutritt zu der «Landschaft bei Capolago» bezahlt und sei berechtigt, die Ware gutzuheissen oder zu bemängeln. Diese Ueberlegung stehe aber nicht im Vordergrund. Es handle sich hier wohl eher um «angewandte Kunst» oder noch besser — um «Anwendung der Kunst». Die Bindungen Künstler-Geniesser seien hier schon bedenklich gelockert. —

Der Graubärtige, der bisher geschwiegen, wollte das nicht gelten lassen: der Mäzen lasse nun eben seine Gäste an seinem Besitz teilnehmen. Und just das vertrauliche Wesen der Taverne, das sozusagen familiäre Verhältnis, das zwischen der Wirtin und den Gästen obwalte (so drückte er sich aus), gestatte solche Interpretation. Ungleich dem Bildschmuck im Palace-Hotel in Soundso: Da serviere der namenlose Gerant einer namenlosen Gesellschaft seinen ihm unbekanntem Kunden — nicht Gästen — nebst dem Châteaubriant und entsprechender Gemüsebeilage obendrein noch ein Bild in prima Olivenöl. Wenn er in solcher Umgebung und unter solchen Umständen ein wirkliches Kunstwerk treffe — es komme mitunter vor — so belaste ihn derlei mit Gefühlen des Unbehagens, der Unredlichkeit, ja des schlechten Gewissens.

Nein, er halte die Rolle, die Frau Bernasconi im Bezirk der Kunst spiele, für eine durchaus ehrenvolle: sie stelle noch ab auf persönliche Beziehungen, und das sei das Entscheidende.

Von diesem offenbar schillernden Fall glitt dann die Tafelrunde unwillkürlich — wie konnte es anders sein? — in die Gedankenbahnen, die durch des Tages Aufgabe sich den Gehirnen eingefurcht.

Schwierig werde die Sache erst, nahm der Graubart den Faden der Rede auf, wenn an Stelle unseres jungen Freundes — er nickte dem Fünfundfünfzigjährigen zu — oder unserer verehrten Frau Wirtin — er grüsste die im Hintergrund lächelnde Frau Bernasconi — eine anonyme Figur trete, «die Gesellschaft» sozusagen, wie ihr Kollegium sie heute zu repräsentieren habe. Der Staat als Besteller, einerseits. Und andererseits eine anonyme Masse als Nutzniesser, als Empfänger — wobei nicht vergessen werden dürfe, dass der Staat, vielmehr die Behörden eben im Auftrag dieser Masse handeln oder zu handeln glaubten. Die persönlichen Beziehungen seien zurückgetreten hinter der Arbeit einer Kommission. Die einzige physische Person im ganzen Spiel sei der Künstler. Der Künstler trete nun nicht mehr einer Person gegenüber, die seine Arbeit schätze und liebe: eine Kommission als Vertreterin der Gesamtheit der Bevölkerung habe zu entscheiden, welche Werke «anzuschaffen» seien.

Die Gesamtheit!

Die Gesamtheit sei der Sammelbegriff für eine Unsumme von widerstrebenden Kräften. Allein im Gebiet der Kunst, neben einer Indifferenz von 90 bis 95 Prozen! wohl ein Dutzend sich gegenseitig ausschliessender Auffassungen.

Bei der Beurteilung der Arbeiten — er seufzte — leite ihn weniger der Gedanke an die heutige Umwelt, als das Urteil der nächsten Generation. Was heute «angeschafft» werde, das werde einfach durch sein Dasein in zwanzig, dreissig Jahren noch sprechen und als Vertreter unserer Zeit gelten. Was heute abgelehnt werde, das verschwände, das gehe unter, das werde in dreissig Jahren so wenig existieren, wie der Plan eines Gebäudes, das nicht gebaut wurde. Und darum halte er die Arbeit für nicht ganz fruchtlos.

Der Jüngste schüttelte den Kopf; er wischte mit der flachen Hand über das rotblau gewürfelte Tischtuch und meinte etwas unsicher, es wären da noch Dinge, die anders gewertet werden müssten. «Die Gesamtheit», die grosse Masse, könne nie als solche einem Kunstwerk gegenüberreten. Es wären immer nur einzelne. Kein Mensch könne wissen, was etwa das Requiem von Berlioz in den Herzen der einzelnen jener Tausende von Zuhörern aufwühle. Kein Mensch könne wissen, was in den Tausenden lebendig geworden, die Jahr um Jahr an den Pellegrinifresken der Schlachtkapelle von St. Jakob vorüberzögen. Das Aufstellen von Kunstwerken sei einer Aussaat vergleichbar. Vieles falle auf steinigem Land, manches unter die Dornen. Einige wenige Körner fielen auf gutes Land.

Wir hätten also für die Auswahl des Saatgutes zu sorgen? meinte der mit den kurzen Fingern.

Er wisse es nicht besser auszudrücken, bemerkte der erste.

Es sei nicht so übel formuliert, erklärte der Graubart. Damit sei die Rolle des Mäzens, des Bilderkäufers in eigener Sache, erhöht und geweiht zu einem Auftrag, der zum Höchsten verpflichtet.

Der Jüngste senkte den Kopf und sagte leise: Allerdings. —

Da alsdann das Gespräch sich wie ein übertretender Strom in die flachen Wiesen der Details der eben überstandenen Arbeit ergoss, winkte ich der Wirtsfrau: «Pagare». Und während sie mit ihren dicken rundlichen Fingern auf einem unwahrscheinlich kleinen Zettel die gehaltenen Genüsse vermerkte nebst den zugehörigen Zahlen, betrachtete ich über ihren schwarzen Haarschopf hinweg die «Landschaft von Capolago», und nahm das träumerische Wesen dieses gar nicht so übel gemalten Stückes mit auf den Heimweg, erwärmt und im Innersten freundlich angerufen durch die bescheiden-stolze Bemerkung der guten Frau: «Ain sönes Bild, Signor!»

Josuah